

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ernest Koenig

Im Vorhof der Vernichtung

Als Zwangsarbeiter in den Außenlagern von Auschwitz

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Misslitz: Eine glückliche Kindheit in Mähren	9
Brünn: Eine humanistische Erziehung	15
Prag: Die Karlsuniversität	26
München: Die Preisgabe der Tschechoslowakei	32
Eine leichtfertige Rückkehr und eine geglückte Flucht	38
Paris: Am Vorabend des Krieges	44
Als Soldat in der tschechoslowakischen Armee in Frankreich 1939–1940	48
Ein Zwischenspiel	72
Das Konzentrationslager Le Vernet	78
Die Deportation: Von Drancy nach Auschwitz	88
Die »Selektion« in Cosel.	95
Laurahütte: Sklavenarbeit im oberschlesischen Industriegebiet	99
Auschwitz III – Blechhammer	109
Die Befreiung	133
Der Weg zurück	144
In der Heimat gibt's kein Wiedersehen	153
Epilog	167
Nachwort	169

Misslitz: Eine glückliche Kindheit in Mähren

Ich verbrachte meine Kindheit und einen Teil meiner Jugend in Misslitz (Miroslav), einem kleinen Städtchen oder »Marktflecken«, wie man es im Österreichischen nannte, etwa achtzig Kilometer nördlich von Wien. Dieser Teil Österreichs wurde nach dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie der Tschechoslowakei einverleibt. Das Städtchen hatte zwischen 3500 und 4000 Einwohner. Die meisten waren Bauern, einige Handwerker, die auch Landwirtschaft betrieben, einige Kaufleute, die auch Handwerker waren.

Innerhalb des Städtchens hatte sich eine Marktwirtschaft entwickelt, wie man sie heute nur mehr selten in West- und Mitteleuropa findet. Am Donnerstag und Sonntag gab es große Märkte, an denen viele hundert Menschen teilnahmen. Schon am Morgen rollten die Bauernwagen, von Pferden oder Kühen gezogen, aus den Nachbardörfern heran. Die Bauern wurden von ihren Familien begleitet. Sie verkauften ihre Erzeugnisse und kauften hernach industrielle Bedarfsgegenstände. Ich erinnere mich, wie die Getreidekaufleute die Körner durch die Finger gleiten ließen, um das Getreide zu prüfen, das sie kaufen wollten. Wenn Preis und Menge vereinbart waren, wurde der Kauf abgeschlossen. Mit dem Erlös gingen die Bauern in die umliegenden Geschäfte, oft nicht ohne vorher ein Glas Bier und ein Paar Würstel mit einer Semmel auf einem Wurststand gekauft zu haben. Die Bauern hatten wenig Bargeld. Ich erinnere mich einer Bäuerin, die auf der Stiege des Hauses meiner Tante Schwämme anbot. Sie lagen in einem großen karierten Taschentuch, das die arme Frau aus drei Fußmarschstunden Entfernung zu Markte brachte, um ein paar Münzen zu verdienen. Der Pferdehandel war unter den vielen Tauschgeschäften, die auf dem Markte stattfanden, am amüsantesten. Die Verkäufer priesen die hohe Qualität ihrer Pferde, was die Käufer auf jede Weise bestritten. Nach oft stundenlangem Feilschen kam es zum Einvernehmen, das mit einem Handschlag besiegelt wurde.

Misslitz ist uralt. Es wird im Jahre 912 erstmals erwähnt und war wahrscheinlich – aus dem tschechischen Namen »Miroslav« zu schließen – vor den Religionskriegen ursprünglich tschechisch und wurde nachher allmählich deutsch. Die meisten Einwohner waren Deutsche; eine starke Minderheit war tschechisch. Der größte Teil der Bevölkerung war katholisch, ein viel kleinerer Teil evangelisch und weniger als ein Zehntel der Einwohner jüdisch.

Die jüdische Gemeinde – zu meiner Zeit eine religiöse Körperschaft – war in der alten Monarchie auch eine politische Verwaltung gewesen mit Stadtrat, Bürgermeister, Polizei und Nachtwächter. Es gab also früher quasi ein jüdisches und ein nichtjüdisches Städtchen. In diesem wohnten auch Juden, die Bürgerrechte in diesem Stadtteil hatten, in jenem gab es auch Nichtjuden, die natürlich nicht zur religiösen, aber zur politischen Gemeinde gehörten und hier ihre Bürgerrechte hatten. Die Juden betrachteten sich nicht als Angehörige einer jüdischen Nationalität, sondern als Deutsche oder Österreicher – zumindest in der alten Monarchie.

Für uns Kinder, ob aus armen oder wohlhabenden Familien, war das Landleben ein Paradies. Etwa vom sechsten Lebensjahr an hatten wir praktisch unbegrenzte Freiheit außerhalb der Schule, da es außer möglichen Verletzungen durch Maschinen oder gar Haustiere weit und breit keine Gefahr gab. Wir durften daher im Walde, auf den Feldern und auf den Hügeln unbeaufsichtigt und ungehemmt herum-schweifen.

Wir waren stets von Haustieren umgeben, derer es so viele gab, daß sie unser Denken und unsere Phantasie stimulierten. Da war der gewaltige Gemeindestier, der so böse und tückisch zu sein schien, daß er mit einem Nasenring versehen und mit verbundenen Augen an einem Strick durch die Dorfstraße geführt werden mußte. Wir zitterten beim Gedanken an das Unheil, das er anrichten würde, wenn er sich losrisse, was er auch einmal tat. Er brach in eine Greißlerei ein. Da waren die Gänse, Enten, Hühner und Truthähne, Hunde, Katzen und Tauben, die es alle selbst im Hofe meines Vaters, der kein Bauer war, gab. Dann gab es die Ziegen und Böcke, die die armen Leute in Ermangelung anderen Futters am Wegrand der Straßen und in den mit Gras bedeckten Straßengraben ihr Futter suchen ließen.

Die Geschichte meiner Familie läßt sich ungefähr vierhundert Jahre

zurückverfolgen. Es scheint, daß sie, woher sie auch ursprünglich gekommen sein mag, in und um Wien gelebt hat. Der urkundlich beglaubigte Stammvater, Jakob Iritz, lebte im siebzehnten Jahrhundert. Einer seiner Enkel hieß König, ein anderer Schäfer, ein späterer Nachkomme Kramer. Meine väterlichen und mütterlichen Großmütter stammten in langer Linie von den zwei letzteren ab, vielleicht sogar von allen dreien. Mein Großvater König stammte trotz der Namensgleichheit nicht aus dieser Familie. Einer der Nachkommen von Jakob Iritz hieß Raphael König. Er war der erste Jude in der Monarchie, der vor 1848 außerhalb des Ghettos das Schlossergewerbe ausüben durfte. Eine Gedenkplatte für ihn befindet sich heute noch im Misslitzer Schloß.

Mein Vater war gebildet und bescheiden, belesen, sehr klug und von sehr gutem Urteil.¹ Er war sehr mutig und überstand alle Greuel der SS in Rußland, wohin man ihn mit meiner Mutter deportiert hatte, nach deren Ermordung und kam anscheinend erst im Jahre 1944 bei Lublin ums Leben. Meine Mutter war sehr hübsch, sehr wienerisch, voller Lieder und voller Liebe und Wärme zu meinem Bruder und mir und zu allen Verwandten und Bekannten. Meine Eltern waren sehr tolerant. Wir Kinder, die alle möglichen Bubenstreiche ausführten, wurden zwar dafür getadelt, aber fast nie ernstlich bestraft. Mein Großvater war ein strenger und aufrechter Mann. Er respektierte als einziger in der Familie die religiösen Gebräuche, behauptete aber, daß sie weitgehend sinnlos seien, man sie jedoch aus »Pietät« befolgen müsse, um die Tradition der Vorfahren zu ehren. Er sprach ebenso gut Deutsch wie Tschechisch und hegte Sympathien für den Präsidenten Masaryk, dessen Vater auf einem kaiserlichen Gut unweit Misslitz gedient hatte. Mein Großvater starb im Jahre 1941 als Zwei- undneunzigjähriger. Meine Großmutter mütterlicherseits hatte mit sechzehn oder siebzehn Jahren einen alten Mann geheiratet, der ihr zehn Kinder machte, dann das Vermögen verwirtschaftete und hernach starb. Aus Wien kam sie mit den vielen Kindern nach Misslitz

¹ Der Vater Louis König war gelernter Glaser und besaß in Misslitz ein Haushaltswarengeschäft mit angeschlossener Glaserei, die Mutter Malvine arbeitete im Geschäft mit. In Frankreich veränderte Ernst König die Schreibung seines Namens in Ernest Koenig und behielt diese Schreibung später bei. [Anmerkung der Herausgeberin.]

zurück. Die Nazis ließen sie allein in Misslitz zurück, nachdem sie alle anderen Familienmitglieder verjagt hatten. Dann deportierten sie sie nach Wien und von dort nach Theresienstadt. Dort starb sie im hohen Alter eines natürlichen Todes. Bevor sie starb, rieb sie noch den Boden der Stube auf und erzählte meinem Onkel Gusti von den Plänen, die sie für die Familie habe, wenn alle nach dem Kriege wieder zusammenkommen werden.

Mein Onkel Hermann war Prokurist bei einem großen Unternehmen des Ortes und besaß eine außerordentliche Bildung. Er konnte lange Passagen aus Goethe, Schiller, Shakespeare und Heine zitieren und war in weiten Bereichen der Weltliteratur bewandert. Als kleiner Junge war ich oft nicht sicher, ob Onkel Hermann, wenn er Goethes »Zauberlehrling« rezitierte, nicht selbst ein Zauberer sei. Wenn er den »Türmer« von Goethe rezitierte, schien es mir, als befänden sich Gespenster in der Stube, und wenn er Goethes »Prometheus« vorlas, begannen wir zu begreifen, wie großartig der Mensch ist. Als ich fünfzehn Jahre alt wurde, schenkte mir Onkel Hermann den »Faust«, in den er folgende Widmung schrieb: »Aliud legent pueri, aliud viri, aliud senes« (Anderes lesen Knaben, anderes Männer, anderes Greise), und er erzählte mir, daß Peter Rosegger gesagt habe: »Als ich ein Knabe war, interessierte mich das Verhältnis Fausts zum Teufel. Als ich ein Jüngling war, das Verhältnis Fausts zu Gretchen. Als ich ein Mann war, interessierte mich das Verhältnis Fausts zu Helena, und nun, da ich ein Greis bin, interessiert mich das Verhältnis Fausts zu Gott.« Ich habe Onkel Hermann sehr viel zu verdanken und auch Tante Hedwig, die mit ihrer Liebe und Nachsicht unsere Kindheit bereichert hat.

Ich hatte noch viele andere Verwandte. Sie lebten zum Teil in Wien. Viele von ihnen waren in Misslitz aufgewachsen, und so gab es einen unaufhörlichen Strom von Besuchern aus Wien.

Die Menschen standen unter dem Eindruck des Weltkrieges und des politischen und staatlichen Umsturzes, den der Zusammenbruch der österreichischen Monarchie mit sich gebracht hatte. Der Krieg war eine Quelle unsäglichen Leidens und unglaublicher Abenteuer gewesen. Die Erwachsenen wurden nicht müde, immer wieder davon zu erzählen. Wir Kinder lauschten diesen Erzählungen mit großer Spannung. Obwohl wir vieles nicht verstanden, vermittelten diese Erzäh-

lungen Eindrücke und Bilder, die wir zeitlebens nicht vergessen haben.

Von 1923 bis 1928 ging ich in die Volksschule. Obwohl ich den Lehrern mit Befangenheit begegnete, denn sie waren bedeutende »Respektspersonen«, hatte ich die Schule gern und war dort sehr glücklich. Die Lehrer waren durchweg Deutschnationale, d. h., sie waren gegen Tschechen und Juden. Sie waren aber sehr freundlich zu mir, und ich liebte meinen Lehrer, den Herrn Lehrer Reitinger. Er lehrte uns Schreiben, Lesen, Rechnen und Heimatkunde, die wir auswendig lernen mußten. Er flößte uns wahre Liebe zu unserer Heimat ein. Wir lernten einige Gedichte und Lieder, die der Lehrer, wenn wir sie sangen, auf der »Fiedel« – wie er sagte – begleitete. Vis-à-vis der Schule stand die Kirche, eher kalt und mächtig, aber das Pfarrhaus nebenan war freundlich und von einem anziehenden Garten umgeben. Im Frühling drang der Duft der Blumen, die dort wuchsen, ins Klassenzimmer, und Bienen und Schmetterlinge kamen von dort zu uns herübergeflogen.

Am Donnerstag und Sonntag hatten wir schulfrei, mußten aber für ein oder zwei Stunden den jüdischen Religionsunterricht besuchen. Natürlich waren wir über diese Einschränkung unserer Freizeit nicht glücklich. Wir hörten gerne diese oder jene biblische Geschichte, aber uns Hebräisch beizubringen, wie es der gute Rabbiner versuchte, war ein hoffnungsloses Unternehmen.

Ich hatte jene Gottesdienste gern, die irgendwie der kindlichen Phantasie entgegenkamen, wie das Laubhüttenfest und Chanukka oder Pessach. Die Feierlichkeiten an den hohen Feiertagen fand ich eindrucksvoll, aber langweilig. Wie hätte es anders sein können, verstanden doch wir Kinder kaum ein Wort von dem, was gesagt wurde, außer der deutschen Predigt. Die Strenge und Feierlichkeit des Gottesdienstes provozierte daher viele böse Bubenstreiche, wie etwa das Einschmuggeln von Maikäfern in den Tempel, die, von der Gemeinde unbemerkt, langsam auf dem Gebettuch des Vorbeters hinaufkrabbelten.

Natürlich hatte die Religion noch einen anderen Aspekt. Man erzählte uns, daß die Juden früher verfolgt worden seien, was uns das Gruseln lehrte. Aber das geschah in einer lange, lange zurückliegenden Zeit, wie es uns schien. Daß ein Ritualmordprozeß bloß zehn

Jahre vor meiner Geburt in unmittelbarer Nähe stattgefunden hatte, die »Hilsneraffaire«, berührte mich nicht, denn gemäß meinem kindlichen Zeitgefühl bedeutete »zehn Jahre vor meiner Geburt« soviel wie »vor einigen tausend Jahren«. Ich war mir jedoch dessen bewußt, daß die meisten Juden meiner Umgebung von den anderen in mancher Hinsicht verschieden waren. Sie waren nicht reicher, hatten aber eine mehr bürgerliche Lebensweise. Wo Nichtjuden dieselbe Lebensart wie Juden hatten, war der Unterschied sehr gering. Wiewohl wir kaum religiös erzogen wurden, wurden wir strikt angehalten, rechtschaffen zu sein und Gutes zu tun. Dies, wurde uns gesagt, sei das Wesen der Religion. Wer sich zu seinem Nachbarn schlecht verhalte, sei nicht religiös, wieviel er auch immer beten mochte.

Brünn: Eine humanistische Erziehung

Am 28. Juni 1928, einem unvergeßlich schönen Frühsommertag, bestand ich in Brünn (Brno) die Aufnahmeprüfung des Gymnasiums. Damit begannen acht entscheidende Jahre meines Lebens. Brünn hatte zu jener Zeit über hunderttausend Einwohner. Obwohl zahlenmäßig nicht groß, ähnelte es einer Großstadt. Es gab zahlreiche Industriebetriebe, einige Hoch- und Mittelschulen, schöne Bürgerhäuser, reiche Geschäfte, Proletarierviertel und eine Anzahl von Theatern. Die Stadt wird von zwei Hügeln dominiert, dem Petersberg und dem Spielberg, einer alten Festung mit sagenumwobenen Kasematten, in denen noch im neunzehnten Jahrhundert politische Gegner des alten Österreichs gefangengehalten wurden. Die Stadt war wahrscheinlich ursprünglich tschechisch gewesen, aber im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert entwickelte sich dort ein deutsches Bürgertum, das die Stadt beherrschte, bis sie mit dem Zuzug tschechischer Arbeiter wieder mehrheitlich tschechisch wurde.

Das Gymnasium, in das ich aufgenommen wurde, war in zweifacher Hinsicht eine Eliteschule: einerseits aufgrund der gesellschaftlichen Herkunft der meisten Schüler, andererseits wegen seines hohen Bildungsniveaus. Die meisten Schüler waren Kinder wohlhabender und oft einflußreicher Eltern. Die Eltern waren in der Mehrzahl Kaufleute, Fabrikanten, Hochschulprofessoren, hohe Beamte, Ärzte und Advokaten. Kinder von Kleinbürgern oder armen Leuten waren selten. Das Gymnasium hatte ein Element seiner jesuitischen Vergangenheit bewahrt und widmete sich weiterhin der Erziehung von Kindern, die später katholische Geistliche werden sollten. Diese Kinder stammten meist aus ärmeren Bauernfamilien. Sie wohnten in einem klosterähnlichen Institut, das »Seminar« hieß. Ihr Studium wurde von der Kirche finanziert. Wenn diese Schüler nach der Matura nicht Priester werden wollten, mußten sie das für sie verausgabte Geld zurückzahlen.

Die Kinder der wohlhabenden Familien gaben den Ton an. Sie waren oft hochmütig und behandelten andere mit Geringschätzung. Es gab aber ein gemeinsames Band, das alle außer den Bauernkindern zusammenhielt: Alle waren Kinder des Bildungsbürgertums. Was immer der Bildungsgrad der Eltern war, das Elternhaus bot fast allen auch eine kulturelle Heimstätte. Alle fanden Bibliotheken zu Hause, in denen es sowohl die Werke der Klassiker als auch die anderer Dichter und Schriftsteller gab. In den meisten Familien gab es Hausmusik. Ob die Klassiker zu Hause gelesen wurden oder nicht, man zollte ihnen viel Respekt, wie auch dem Theater und der Oper. Der Theaterbesuch wurde von der Schule verlangt, und er war, wie auch der Besuch von Konzerten, ein Teil des gesellschaftlichen Lebens. Zwei vergoldete Büsten von Goethe und Schiller, ein bißchen verstaubt und langweilig, die das geistige Heldentum der beiden darstellen sollten, standen im Festsaal des Gymnasiums. All dies war teilweise Tünche, aber eine dicke Tünche, die deutliche Spuren hinterließ.

Das Gymnasium, das mit der Betonung der Antike auf universelle Bildung hinarbeitete, baute auf dem kulturellen Hintergrund der Schüler auf. Es legte besonderen Wert auf das Studium der klassischen Sprachen und der antiken Zivilisation. Wir hatten acht Jahre lang täglich Latein und vier Jahre lang täglich Griechisch. Leider waren die Erziehungsmethoden schlecht.

Die Professoren waren gut ausgebildet. Viele waren aber verbittert und verschoben, da sie im allgemeinen keine Aussicht auf eine Beförderung hatten und zum Teil kleine, oft schlimme Buben unterrichten mußten. Sie mußten uns mit »Sie« oder »Herr« ansprechen, durften uns aber ohrfeigen. Um die Disziplin zu bewahren, wandten sie äußerst strenge Erziehungsmethoden an. Die Diktatur der Professoren hatte zur Folge, daß wir Schüler jede Gelegenheit wahrzunehmen suchten, um ihre Autorität zu untergraben. Um dies zu verhindern und ihre Stellung nicht zu gefährden, übten manche Professoren eine wahre Terrorherrschaft aus.

Zu Beginn der Gymnasialzeit war ich sehr unglücklich. Ich wohnte bei einem alten Fräulein, das mich beaufsichtigen sollte, hatte keine Spielgefährten und kam in der Schule schlecht mit.

Ich blieb lange Zeit ohne Kameraden und daher einsam. Es war nicht leicht, zu den wohlbehüteten Bürgerkindern Kontakt zu finden. Die

Einsamkeit, die mich umgab, führte zu einem besonderen Lebensstil. Von der Schule mittags zurückgekehrt, verbrachte ich die Zeit zuerst mit Lektüre und ging dann auf Entdeckungsfahrten in die Stadt. Ich war zu jung, um in ein Kino eingelassen zu werden. So schlenderte ich durch die Straßen, bestaunte die Auslagen und, mit einer Perronkarte versehen, die Riesenlokomotive des Prag-Wiener Schnellzuges am Bahnhof. Ich ging auch ins »Panorama«, ein Panoptikum, wo man in einem dunklen Raum auf engen Sitzen Bilder von Städten und Landschaften beschaute.

Die Einsamkeit war besonders an den Sonntagen fühlbar, wenn die Stadt verhältnismäßig leer war. Ich hatte das Gefühl, daß nur die Unterprivilegierten in der Stadt bleiben mußten, und fühlte mich sehr zurückgesetzt. Eine Zeitlang identifizierte ich mich mit den Armen, den Bettlern, die an den Kirchentüren standen, besonders mit einer einsamen verkrüppelten Bettlerin, die immer vor der »Stadthalterei« stand. Einige Male fand ich allerdings einen Spielkameraden. Er hieß Schmidt, war ein Mitschüler und wohnte im »Seminar«, durfte aber, ungleich den anderen Seminaristen, am Sonntag allein ausgehen. Ich fühlte, daß wir von den großen Festen, die andere in meiner Einbildung feierten, ausgeschlossen waren. Zu jener Zeit begann ich mich auch mit dem »Armen Spielmann« Grillparzers zu identifizieren, d. h. mit jemandem, den das Schicksal zum Unterprivilegierten verurteilt hatte. Diese Vorstellung des Ausgestoßenen, des Minderwertigen, hat mich lange Zeit begleitet – aber nicht immer.

Zu der Zeit, als ich ins Untergymnasium ging, brach die große Wirtschaftskrise aus. Sie berührte jedoch kaum den Lebensstil meiner Familie, und ich verstand nur sehr oberflächlich, was sie bedeutete. Ich hatte aber einige Erlebnisse, die mir das Elend, welches die Krise den Menschen brachte, drastisch zeigten.

Auf meinen Streifzügen durch die Stadt kam ich oft zum Bahnhof, wenn Tausende Arbeiter aus den Fabriken den Zügen zueilten, die sie in ihre Wohndörfer bringen sollten. Zu gleicher Zeit gab es große Demonstrationen der Arbeitslosen. Diese und die aus den Fabriken kommenden Arbeiter bildeten eine große Menschenmenge. Man konnte nicht unterscheiden, wer demonstrierte und wer nicht. Da die Polizei auf die Menschen mit Pferden einritt, drängte sie die Unbeteiligten zu den Demonstranten. Der Anblick, den die Intervention der

Berittenen bot, wurde noch schrecklicher, als sich die Polizei bemühte, einen Mann, der mit einer Kette an einen Baum gefesselt war, wieder loszumachen. Diese Ereignisse wiederholten sich einige Male. Sie hinterließen bei mir einen tiefen Eindruck. Ich verstand das Elend der ärmlich gekleideten und verhärmten Arbeitslosen, aber ich begriff nicht, daß der an den Baum gefesselte Mann – wahrscheinlich ein kommunistischer Abgeordneter – sich selbst angekettet hatte, um von der Polizei ungehindert zumindest für kurze Zeit eine Rede an die Menge halten zu können. Ich glaubte, die Polizei hätte diesen Mann mit Ketten an den Baum gefesselt, was alles noch schrecklicher erscheinen ließ.

Meine Leistungen in der Schule verbesserten sich, weil ich fast täglich eine Stunde mit einem Hauslehrer arbeitete. Dies war zuerst eine sehr charmante junge Dame, die immer ein kleines Hakenkreuz als Abzeichen trug. Ein anderer Hauslehrer, der mich in den folgenden Jahren fast täglich unterrichtete, war Dr. Karl Müller. Diesem Mann habe ich einen großen Teil meines Wissens zu verdanken. Der Unterricht bestand nämlich darin, daß wir in aller Eile das Pensum für den nächsten Tag vorbereiteten und hernach lange Gespräche über Politik, Literatur, Philosophie und Volkswirtschaft führten. Müller erklärte mir Marx und Mises, der ein Buch über die Unmöglichkeit des Sozialismus geschrieben hatte. Von ihm lernte ich sehr viel über die zeitgenössische Politik, über die Philosophie Kants, über den Nationalitätenstreit, der in Brünn unentwegt zwischen Deutschen und Tschechen tobte, und über viele andere wissenswerte Dinge.

Einer meiner Schulkollegen, Wolfgang Oberleitner, der Sohn eines deutschvölkischen Abgeordneten im mährischen Landtag, hatte ein sonderbares Sammelinteresse. Während andere Kinder die Namen und Abzeichen berühmter Automarken oder berühmter Fußballspieler sammelten, sammelte Wolfgang Statistiken über die Zahl der Vertreter politischer Parteien in den Parlamenten Europas. Er konnte zum Beispiel darüber Auskunft geben, wie viele Sitze die Konservativen, die Liberalen oder die Arbeiterpartei gegenwärtig im englischen Unterhaus hatten und wie sich die Zahl ihrer Vertreter aufgrund der letzten Wahlen geändert hatte. Diese Statistiken erregten auch mein Interesse, obwohl ich viel weniger über politische Parteien wußte als Wolfgang.